

GASTBEITRAG

Rassismus und der Mythos der Ungleichheit

„Wie kann man Rassismus loswerden?“ lautet die Überschrift eines interessanten Artikels auf der Feuilleton-Seite der Berliner Zeitung vom 06.02.2021.

Wenn man ihn loswerden möchte, sollten wir eine gemeinsame Idee davon haben, was Rassismus eigentlich ist.

In China erlebte ich 2010 als „alter weißer Mann“ mehrfach das verdeckte Fotografieren auf der Rolltreppe. Vornehmlich junge Chinesinnen machten sich einen „Gag“ daraus, sich an mich heranzupirschen und dann schnell ein gemeinsames Foto zu schießen. Ungefragt wurde ich ein Objekt der „Schaustellung“. In Ghana erlebte ich 1982, damals noch als junger weißer Mann, wie sich kleine Jungs mir näherten und dann meine Haut am Unterarm rieben, offensichtlich um zu testen, ob die weiße Farbe hält. In Syrien und dem Libanon wurde ich 1984 mehrfach mit dem Gruß „Heil Hitler“ begrüßt, wenn klar war, dass ich Deutscher bin. Und in Tschechien wurde mir und meinen Kindern nicht nur einmal „Nemez“ hinterhergerufen, was so viel wie „Krauts“ auf Englisch, oder „Fritz“ auf Russisch bedeutet. In all den Fällen habe ich es nicht unbedingt als toll empfunden, aber auch nicht als rassistisch.

Frau Maria Sellamawit Häußler schreibt in ihrem sehr lesenswerten Essay, gewissermaßen als „Antrittsartikel“ im Feuilleton der Berliner Zeitung, das Rassismus immer auch Diskriminierung sei. Ich stimme den Ansichten als Ganzes zu und begrüße, dass sich die Zeitung auf diese Art und Weise mit der Thematik auseinandersetzt. Mit einigen Bemerkungen möchte ich versuchen, zur Diskussion beizutragen und damit Ihr Anliegen zu unterstützen.

Erstens. Ich sehe eine große Gefahr, den Begriff des „Rassismus“ so zu dehnen, dass er droht, beliebig zu werden. So, wie der Ton die Musik macht, so entfalten rassistische Denk- und Verhaltensweisen ihre Wirkung immer erst im Kontext. Wenn Frau Sellamawit Häußler Kommentare, wie die, „dass sie das Tanzen im Blut tragen würde“, schon in die Nähe von Rassismus rückt, dann wäre das für mich eine Überdehnung des Begriffs. Dann wäre eine Vielzahl von Komplimenten, als Auszeichnung von etwas Besonderem, schon rassistisch verdächtig. Weltbekannt sind die empirischen Studien des niederländischen Kultursoziologen Geert Hofstede in den 60ziger Jahren. Mittels einer Faktorenanalyse ermittelte er von 110.000 IBM-Mitarbeitern aus über 70 Ländern die Verschiedenartigkeit von Kulturstandards. Er und seine Mitarbeiter machten fünf Hauptdimensionen aus, in denen relevante Unterschiede festgestellt werden konnten. Untersucht wurden Machtdistanz, Kollektivismus, Risikobereitschaft, Maskulinität/Feminität und der Umgang mit der Zeit. Erwartungsgemäß gab es unter Experten kritische Anmerkungen und Einwände, aber ebenso auch weiterführende Ideen und empirische Forschungen, die im Grundsatz Forschungsansatz und deren Ergebnisse bestätigten.

Würde der Begriff von „Rassismus“ überdehnt, dann liefen wir Gefahr, das Aufzeigen jeglicher Unterschiede in kulturellen Standards unter den Verdacht rassistischer Äußerungen zu stellen. Rassistisch ist nicht das Konstatieren von Unterschieden. Rassistisch ist die Ablehnung, Unterbewertung des Anderen, eben die Diskriminierung. Dabei ist es egal, ob es auf Grund von kulturellen oder eben auch biologischen Unterschieden erfolgt. Ein anderes Verhältnis zur Zeit oder eine Benennung von „German Angst“ sind ebenso wenig schon Rassismus, wie das Konstatieren einer „langen Nase“, die Verwunderung über weiße Hautfarbe oder der Besitz eines anderen Passes es ist.

Zweitens. Frau Sellamawit Häußler bekennt sich in großer und für mich sehr sympathischen Offenheit, welche Probleme sie mit der Akzeptanz der Ergebnisse im Assoziationstest hatte. In solchen Tests geht es um Zuordnungen eigener Emotionen und Gefühlsregungen beim Anblick farbiger Gesichter. Ich verstehe sehr wohl, dass sie die Ergebnisse nicht wahrhaben wollte. Gewissermaßen tröstend möchte ich ihr und uns allen zwei Argumente anbieten. Zum einen ist unsere Prägung als Homo sapiens über alle Kulturen und Zeiten hinweg so tief verankert, dass die spontane Vorsicht (auch Angst) vor dem Fremden, dem Andersartigen, uns eindeutige evolutionäre Vorteile gebracht hat. In außerordentlich großen Teilen anderer Spezies werden ebenso Revierkämpfe vor allem mit Fremden und mit Eindringlingen geführt. Die Vernunft des Menschen reicht ganz offensichtlich immer noch nicht aus, unsere tieferliegende Welt der spontanen Gefühle und Emotionen neu zu ordnen. Auch einige hundert Jahre Weltmarkt sind da nicht genug, dass kollektive „WIR“ für uns auch emotional und gefühlsmäßig nachvollziehbar zu machen. Neoliberalisten schaffen das bis heute nicht. Das Bild vom „WIR“ wird als Feindbild, dem Individuum „fremd“ weitergeschürt. Zum anderen sind wir alle natürlich auch Kinder unserer Zeit, in die wir hineingeboren wurden. Es würde mich wundern, wenn eine in Stuttgart geborene Redakteurin oder ich als in Halle zur Welt gekommener, nicht auch zum Teil unbewusste Spuren einer kulturellen Prägung des christlichen Abendlandes in sich tragen würde.

Drittens. Leben wir nicht in einer Welt, die permanent versucht, andere auszugrenzen? Ist das nicht die übergreifende oder besser noch die dahinterliegende Frage? Die ersten griechischen Sklaven vor 3.000 Jahren waren nicht Farbige aus Afrika oder Asien. Es waren entweder eigene Bürger, denen als Kriegsgefangene nach dem Sieg die Bürgerrechte abgesprochen wurden, oder Besitzlose, die so zum Eigentum der Besitzenden wurden. Sklaven wurden als „sprechende Werkzeuge“ bezeichnet. Schon damals diente die Diffamierung durch Sprache auch der Legitimierung der Macht. Aristoteles und auch Platon hatten den Aufzeichnungen zur Folge mehrere Sklaven. Selbst US-Gründervater Thomas Jefferson der gegen die Sklaverei auftrat, zählte noch nach der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung 1776 eine sehr große Zahl Sklaven zu seinem Besitz. Wie konnte das sein? Wie war das zu erklären? Offensichtliches Unrecht musste als Gerechtigkeit erklärt werden. Zu diesem Zweck wurden die verschiedensten Mythen geschaffen, die die eigene Überlegenheit begründen sollte. Die ältesten Mythen sind so über 2.500 Jahre alt, die begründen sollen, dass es entweder von Gott oder von Natur aus den Tüchtigeren gibt. Platon lies die Menschen „von Natur aus“ mit verschiedenen Edelmetallen wie Gold für die Herrscher, oder eben Eisen für die Bürger ausstatten. Waren es früher zunächst noch religiös begründete Mythen wurden es später biologisch Argumente der Rassenlehre. Heute sind es scheinbare wissenschaftliche

Begründungen eines vermeintlichen Intelligenzquotienten, die rassistische Vorbehalte verfestigen. Selbst aufgeklärte, gebildete weiße Männer, können dann Bücher in Deutschland schreiben, die in Millionen Auflagen auf dem Markt gekauft werden. Warum? Die Mythen bedienen den Wunsch vieler biederer Europäer, doch etwas Besseres zu sein. Ist das einmal verfestigt, dann wird Unrecht als Recht empfunden, als legitimer Anspruch.

Viertens. Das Resultat, und da bin ich wiederum mit der Autorin einig, sind die unbewussten Denk-Formen, die nicht oder kaum reflektiert werden. Die Mythen entwickeln offensichtlich eine Strahlkraft, die selbst „Gut-Menschen“ verführen. Wie anders sind die Bewegungen quer durch alle Parteien hindurch zu bewerten, sich für ein „Bedingungsloses Grundeinkommen“ in den entwickelten westlichen Ländern einsetzen? Kaum jemand stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob der zu verteilende Reichtum, nicht in hohem Maße auf den Schultern anderer Länder ausgetragen wird? Wird da nicht etwas verteilt, was zum Teil anderen gehört? Sind das Rechte, die uns Dank einer zivilisatorischen Überlegenheit zustehen? Hier liegen gedankliche „Tret-Minen“, die eine Verfestigung der alten Mythen zumindest begünstigen. Solche versteckten Muster haben rassistische Momente, die, so scheint es mir, noch gefährlicher sind als linguistische Wortbildungen.

Fünftens. Ich stimme der Autorin zu, dass wir, um etwas ändern zu können, bei uns anfangen sollten. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Der andere Teil der Wahrheit ist der, dass der Mythos der Überlegenheit einer Ethnie letztlich immer nur der Aufrechterhaltung der Macht dieser Gruppe gilt. Um den Rassismus loszuwerden, müssen die dahinterliegenden Strukturen der Macht benannt werden. Es ist vollkommen richtig, dass die Kolonialpolitik ihre mentale Begründung darin fand „den Wilden und unterentwickelten Kulturen“ die Zivilisation des Westens beizubringen. Zugleich wird der Mythos, dass der Westen der Maßstab für Fortschritt und Kultur ist, doch politisch bis heute aufrechterhalten. Die westliche Kultur und das gesamte christliche Missionieren bauen darauf auf, anderen Völkern ihre Lösungen und Werte aufzuzwingen und das ist Diskriminierung. Rassismus ist nur eine Spielart, wenn auch eine der perfidesten Formen von Diskriminierung. Strukturen des Rassismus zu bekämpfen ist keineswegs leichter als gegen eigene Emotionen und Gefühle anzukämpfen. Hier komme ich zum Punkt der Priorisierung unserer Anstrengungen, wie sie die Autorin benennt.

Sechstens. „Aber eine sensible Sprache zu etablieren, ist langfristig nachhaltiger und greift tiefer.“ Diese Behauptung erinnert mich an das Leitwort von LTI „Sprache ist mehr als Blut“. Victor Klemperer analysiert hier in brillanter Form die Sprache im Nationalsozialismus. Er weist nach, in welchem hohem Maße die Sprache zur Verfestigung des Unrechts beigetragen hat. Sicherlich steht eine Analyse der heutigen Sprache der Leitmedien, die in hohem Maße den Mainstream bedienen, noch aus. Victor Klemperers Analyse konnte erst 1947 veröffentlicht werden. Der Faschismus wurde durch die Anti-Hitler-Koalition geschlagen. Damit wurden die Verhältnisse beseitigt, die zuvor sprachlich begründet und gerechtfertigt wurden. Mit der Änderung der Verhältnisse wandelte sich auch Sprache. „Auch hinter Institutionen stehen Menschen“ heißt es in dem behandelten Essay. Ebenso gültig ist aber der umgekehrte Tatbestand. Hinter dem Menschen stehen Institutionen und diese verkörpern klare, materiell verfestigte Interessen. Wenn Sprachkritik von der Kritik der Verhältnisse mehr ablenkt, dann werden die Verhältnisse langfristig verfestigt und die Kritik greift nicht tiefer, sondern gar nicht mehr.

Weil ich schon lange so denke und fühle, habe ich mich weniger von den eingangs geschilderten persönlichen Erlebnissen rassistisch betroffen gefühlt, als von einer Lebenswirklichkeit, die latent dazu beiträgt Andere auszugrenzen.